

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 18 (1928)

**Heft:** 9

**Artikel:** Auf den Spuren der Konkuistadoren

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-636062>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Steilwand beim Aufstieg der Bahn zum Palmarapass.

## Auf den Spuren der Konquistadoren.

Nachdem die goldwütigen Spanier unter der Leitung des *Francesco Pizarro* im Jahre 1532 das alte Inca-Reich der Peruaner durch Betrug, Arglist und Meuchelmord erobert hatten, trennten sich der jüngere Bruder *Gonzalo Pizarro* und *Francesco Orellana* ums Jahr 1539 zu neuer abenteuerlicher Fahrt von ihren Genossen ab. Sie wollten die hohen Rücken der südlichen Anden übersteigen und hofften, jenseits auf neue Goldländer zu stoßen und ein noch unbekanntes und unberührtes *El Dorado* aufzufinden.

Als *Orellana* seinen Mitführer im Urwald verlor und mit seiner kleinen Schar von Weizen und der Unmenge indianischer Diener (Sklaven) unter äußersten Mühsalen sich einen Weg bis an den östlichen Bergfuß gebahnt, hatte niemand mehr Lust, ihn noch einmal in entgegengesetzter Richtung zu gehen. Zu viele Leute waren unterwegs in schlammigen Schluchten umgekommen, in Abgründen gestürzt, der Kälte erlegen, an Seuchen gestorben. Auf Flößen und primitiven Barken ging es auf unbekannten Flussläufen stromabwärts, und schließlich landete man an der Mündung des Amazonas. Die erste Überquerung des südamerikanischen Kontinents war geschehen, und was wir heute den fühnen Spaniern und Portugiesen mit Hochachtung anrechnen, das sind nicht die Goldschwemmen, die sie auf Segelschiffe verfrachtet in ihre Heimatländer hinüberschickten, vielmehr ihre Entdeckerlust, ihren übermenschlichen Mut und ihre Zähigkeit, mit der sie ihre Fahrten durchführten.

Noch heute bedeutet die Reise, welche diese Konquistadoren vor bald 400 Jahren unternommen haben, ein gewaltiges Wagnis, ein Spiel auf Tod und Leben. Denn die Wege sind noch keineswegs besser als damals — im Gegenteil: sie sind noch viel verödet und gefährlicher. Denn unter der Fuchtel der beutegierigen Weißen, welche die Ureinwohner mit der christlichen Religion beglückten, aber viel mehr noch mit Sklaverei, Feuerwasser und ansteckenden Krankheiten (Blattern, Pest, Syphilis), starben ehemalige Kulturstätten und Dörfer aus, ganze Stämme wurden ausgerottet, die Wohnstätten dem Erdboden gleich gemacht, und die Pfade und Brücken der wilden Bevölkerung zerfielen und verwahrlosten.

Ein Zürcher Forscher, Dr. Heinrich Hintermann, ist den Spuren der ersten Durchquerer vom Ok-

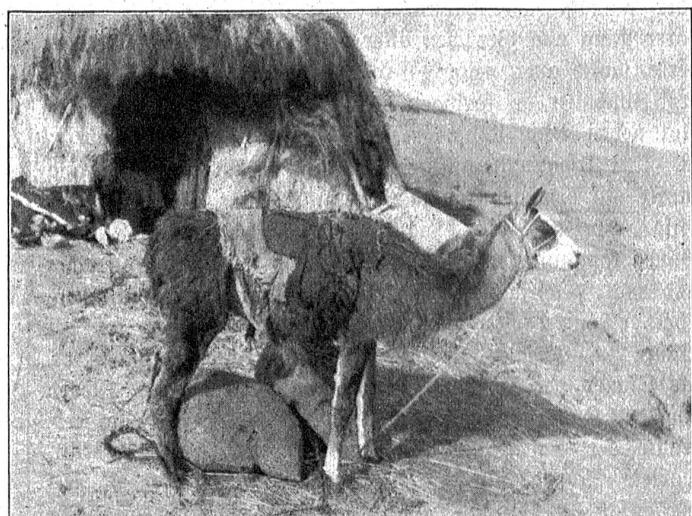
tober 1924 bis Mai 1925 ganz allein, d. h. ohne einen anderen weißen Kameraden und nur mit Hilfe einiger indianischer Führer und Träger, nachgegangen. Eben kam sein Reisebericht „Im Reich des Sonnengottes“ mit 100 Abbildungen geschmückt in einem hübschen Leinenbande bei Müller, Werder & Co. in Zürich aus der Presse.

Er kam von einer Reise ins Herz des brasilianischen Reiches, dem *Matto groppo*, her, wo er an den *Xingu*-Ufern unbekannte, noch gänzlich wild und nackt lebende Indianerstämmen besucht und studiert hatte.\*)

Durch den Panamakanal reiste er, nachdem er lange Zeit in einem Spital in *Rio de Janeiro* gelegen und sich vom Malaria-Fieber und einer schweren Mittelohrentzündung, die er auf seiner Fahrt aufgelesen, erholt hatte, nach *Guayaquil* an der ecuadorianischen Küste. Mit einer primitiven Eisenbahn, deren Wagendächer, Koppeln und Lokomotivtender

mit Reisenden überfüllt waren, und die auf schlechten Gleisen und Geleisbetten im Bildzugang an schwindelnden Abstürzen entlang bis auf eine Meereshöhe von circa 3000 Metern emporklimmt, gelangte er bis *Riobamba* und *Quito*. Hier wurden die beiden noch tätigen Vulkane *Tunguragua* und *Chimborazo* erklommen und das Leben der Hochlandindianer kennen gelernt. Über sie ist „der Pesthauch der Pseudozivilisation“ gegangen, und sie leben elender als die Tiere. Denn, obwohl die Sklaverei aufgehoben worden ist, besteht sie in einer verkappten Form weiter. Das Land gehört Großgrundbesitzern. Um zu Fuß in einer geraden Linie eines dieser Besitztümer auf ebenem und gutem Wege zu durchschreiten, braucht man elf Marschstunden — ohne Pausen gerechnet — das gibt einen Begriff über die Ausdehnung eines solchen Gutes. Dieses ist in sogenannte *Haciendas* eingeteilt, und die Hochlandindianer bekommen Teile dieser in Bearbeitung, genannt *Huaspingo*. Darunter ist ein Platz begriffen, worin meist eine Erdhütte steht, und der außerdem einen Kartoffelfacker, einen

\*) Siehe darüber: Dr. H. Hintermann „Unter Indianern und Riesenschlangen“, mit 95 Abbildungen. Verlag Grethlein, Zürich 1926.



Lama beim Aufstieg zum Chimborazzo.

Gerstenacker und eine Wiese enthält. Der Indianer kann ein paar Hühner, einige Schafe, seltener Rühe, Ochsen und Lamas züchten. Für die Benutzung dieses Landstückes ist der Eingeborene verpflichtet, sechs Tage in der Woche zum Taglohn von 20 Centavos für die Herrschaft zu arbeiten, der der Landbesitz gehört. Die Bebauung des „eigenen“ Landes muß er deshalb seiner Frau und seinen Kindern überlassen. Was er aber an Kleidern und Geräten braucht, das kann er mit seinem geringen Lohn, den er überhaupt nicht ausbezahlt bekommt, niemals kaufen — er nimmt die Dinge beim Grundbesitzer auf Kredit. Dadurch gerät er in ein lebenslängliches Abhängigkeitsverhältnis. Stirbt er, so geht seine Schulden auf seine Angehörigen und Nachkommen über. Will er in eine andere Besitzung flüchten, so muß er die Erfahrung machen, daß es ihm dort nicht besser ergibt als an seinem alten Platze, ja, die Herren halten zusammen und liefern einander die Flüchtigen aus. Inzwischen ist die Schulde gewachsen (weil während der Flucht nicht die pflichtmäßige Arbeit ausgeführt worden ist), und der arme Teufel steht noch enger in der Schlinge als zuvor. Conciertos nennt man solche „befreite“ Slaven, und kein Tierschutzbund legt sich für ihr Schicksal ins Mittel, stumflosig extragen sie es mit dumpfer Resignation — denn: wehren können sie sich nicht, die Machthaber besitzen die Waffen. Sie hoffen auf ein schöneres Dasein nach dem Tode, von dem ihnen von weißen Priestern das Blaue vom Himmel versprochen wird. Inzwischen vollbringen sie ihre Frohdienste, essen Mais und kauen die Blätter der Kokapflanze, was ihnen Gleichmut, Ausdauer zum Ertragen außergewöhnlicher Strapazen gibt und das Bedürfnis nach Trinken und Essen stark herabmindert. (In Europa wurden die Wirkungen des Giftes in der Kokapflanze — das Cocain — zuerst von Sigmund Freud für arzneiliche Zwecke festgestellt.)

Interessant ist eine heidnische Sintflutüberlieferung, die noch heute von den Indios erzählt wird:

„Der erste Mensch, mit Namen Pacha, besaß drei Söhne. Diese waren sehr kriegerisch, und da sie mit niemand kämpfen konnten, griffen sie die Riesenschlange an und durchbohrten sie mit Pfeilen. Um sich dafür zu rächen, spie die Riesenschlange fortgesetzt so viel Wasser aus ihrem Mund, daß allmählig die ganze Erde davon überflutet wurde. Um dieser Sintflut zu entgehen, bauten Pacha und seine Söhne auf dem Gipfel des Vulkan Pichincha ein Haus, in dem sie eine Menge Tiere und Lebensmittel unterbrachten. Nach vielen Tagen ließ Pacha einen Ullaganga, d. h. einen rabenähnlichen Vogel fliegen. Allein, die Eingeschlossenen warteten umsonst auf dessen Wiederkehr, denn der Ullaganga fand reichlich Nahrung in den Kadavern der durch die Sintflut umgekommenen Tiere. Pacha ließ nun einen zweiten Vogel fliegen, der mit einem grünen Zweige im Schnabel zurückkehrte. Hierauf stiegen alle Bewohner in die Ebene von Quito hinunter, von wo sie allmählig die umgebenden Provinzen bevölkerten.“

Fast in allen Mythen kommt die Riesenschlange vor, die sich selber verlängern kann, eine Tonjur auf dem Kopfe trägt und deren Anblick schon lebensgefährlich ist.

Einige Stämme der Hochlandindianer begraben ihre Toten in einem Geläß unter dessen ehemaligen Hause, indem sie ihm Nahrungsmittel mitgeben, und aus Angst vor der Wiederkehr das Haus für längere Zeit meiden.

Andere begrub man in Höherstellung in einem Erdhügel. Ein Bambusrohr führte vom Munde der Leiche bis über die Erde. Dort mußte von Zeit zu Zeit Maisbier, Chicha genannt, heruntergegossen werden.

Über die Entstehung der ersten Menschen laufen interessante Erzählungen um: Der Tungaraguaberg gilt als weißliche, der Chimborazzo als männliche Gottheit. Die beiden



Strafenszene in Quito.

pflegten Geschlechtsverkehr und daraus entstanden die Menschenkinder.

Gewisse Züge vom früheren Totemismus sind auch übriggeblieben. So in einer anderen Sintflutlage: „Vor unendlichen Zeiten wurde das ganze Land von einer großen Sintflut heimgesucht, in der alle Menschen umkamen bis auf zwei Brüder, die sich auf dem Berg Huacamayan zu retten vermochten. Als die Wasser sich verließen, bauten sich die beiden eine Hütte und lebten äußerst lärmig von Gras und Wurzeln, die sie in der Umgebung fanden. Aber eines Tages, als sie hungrig in ihre Behausung zurückkehrten, fanden sie darin Lebensmittel und Chicha im Überfluß. Dieses Wunder wiederholte sich etwa zehn bis zwölf Tage lang. Um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, gruben nun die beiden in einer finsternen Ecke der Hütte ein Loch in den Boden, und einer von ihnen versteckte sich darin. Allein geblieben, sah er bald zwei Huacamayos (Araras-papageien) hereinkommen, die sich in zwei hübsche Mädchen verwandelten, welche sogleich das Essen zu bereiten begannen. Als jedoch der junge Mann aus seinem Versteck herausstrat und die beiden Mädchen höflich anredete, entflohen sie sogleich, nachdem sie sich vorher wieder in Araras verwandelt hatten. Als der Bruder des zurückgebliebenen heimkehrte, verspottete er diesen, und beide beschlossen, fünftig gemeinsam aufzupassen. Nach drei Tagen erschienen die Mädchen wieder. Die beiden Männer stürzten aus ihrem Versteck hervor, schlossen die Türe der Hütte, und bevor noch die Überraschten Zeit hatten, sich in Araras zurückzuverwandeln, umarmten sie sie und suchten sie durch allerlei Zärtlichkeiten zu beruhigen. Die Mädchen erzählten hierauf, daß sie von dem Götter Ticci-vira-cocha ausgesandt worden seien, um die beiden aus der Sintflut Geretteten vor dem Hungertode zu bewahren. Das Ende der Geschichte besteht darin, daß sich die beiden Brüder mit den Mädchen verheirateten und von diesem doppelten Paare stammen die Canaris (Indianerstamm) ab. Infolgedessen galt der Huacamayan bei den Canaris als heiliger Berg, und die Araras gehörten zu ihren Hauptgottheiten. An ihren Festen schmückten sie sich mit Ararasfedern und verehrten Götterbilder, die Huacamayos darstellten.“

Eigenartig waren auch die Gebräuche bei der Brautwerbung. Der Jungling machte sich mit Speisen und Getränken und einer Matte als Ruhelager vor das Haus seiner Eltern und hielt dort eine lange Rede, die eigentlich an die Schwiegereltern gerichtet war. War die Werbung genehm, so führten die Schwiegereltern ihre Tochter an der Hand dem Bräutigam zu, wobei sich diese sittegemäß zu sträuben hatte. War jedoch die Werbung nicht genehm, so wurde der junge Mann arg verprügelt. Nach der Hoch-

zeitsnacht mußte die junge Frau sich die Haare abschneiden (dieser Brauch besteht auch bei den Ostjuden Europas — schon lange bevor die Bubiköpfe in der Mode waren).  
(Schluß folgt.)

## Der neue Haushalt.

Es geht unverkennbar ein neuer, fast revolutionärer Zug durch alles, was mit dem Leben der Frau irgendwie zusammenhängt. Auf allen Gebieten sind Umwälzungen im Gange, die sich teils äußerlich in Kleidung, Haartracht u. c., teils innerlich durch vermehrte geistige Interessen, durch regere Anteilnahme an allem, was das Leben bringt, durch Vordrängen in Berufe, die ihnen bisher verschlossen waren usw. zeigen. Zweifellos hat der Krieg da mit seinem Rütteln an allem Bestehenden mitgewirkt, zweifellos brauchte es aber auch nur dieses gewaltsame Stoßen, um dem, was sich als naturnotwendige Entwicklung längst vorbereitet hatte, zum Durchbruch zu verhelfen.

Die Entwicklung kam für viele Frauen nur zu rasch. Wohl waren längst die Kräfte in ihnen aufgewacht, wohl machten sie sich mit Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit ans Werk, aber es stellte sich riesengroß vor sie hin, sie waren ihm nicht gewachsen. Denn ein Großteil der Frauen lebt heute ein Doppel Leben als Berufsfrau und Hausfrau, ein Großteil wiederum ist durch den Mangel an Hilfskräften zu einem geistötenden, endlosen Kampf mit Staub und Schmutz, mit zerrissenen Kleidern und Strümpfen u. c. verurteilt. Die Frau ist nicht mehr Herrin, sondern Sklavin der Arbeit. In einer ganzen Reihe von Büchern und Vorträgen ist schon ausführlich dargelegt worden, wie unhaltbar der jetzige Zustand des vollkommenen Untergangs der Frau in erstickender Alltagsarbeit ist. Immer wieder wurde dieses Problem von weithin wirkenden Menschen in befriedigender Weise zu lösen gesucht, doch noch sind zu viele Begleitumstände damit verankert, als daß von heute auf morgen eine durchgreifende Aenderung zustande käme.

Wenn etwas die Frau aus dem jetzigen, unbefriedigenden Zustand herausheben kann, so ist es der Ausbau

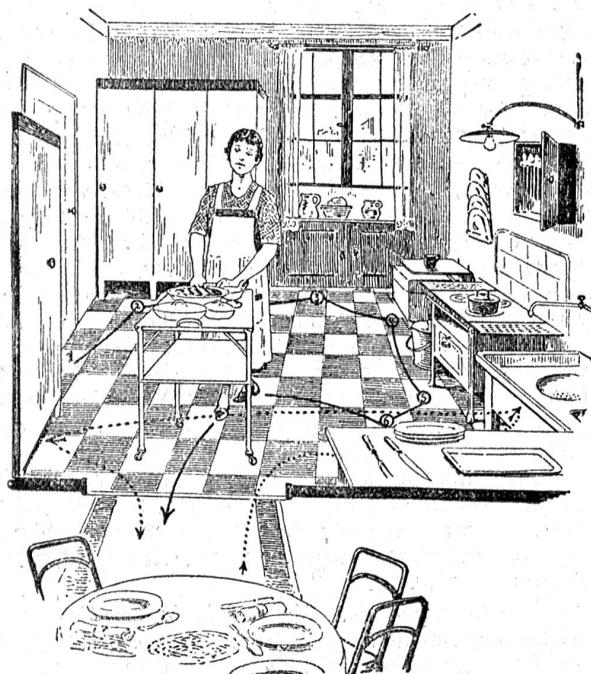


Abb. 1. Die Küche mit zweckmäßiger Möbelstellung.

der Hausfrauenarbeit zum eigentlichen Beruf, von ihr selbst anerkannt und von andern als solcher gleichwertend mit andern Berufen eingeschätzt.

„Unsere Wohnung ist zu einer so zweckmäßigen Arbeits-

stätte umzugestalten, unsere Arbeitsmethoden müssen so durchgebildet sein, daß die Arbeitstechnik des neuen Haushalts es der Frau ermöglicht, den Erfordernissen ihres gegen früher so völlig geänderten Lebens dennoch gerecht zu werden.“ So schreibt Frau Dr. Erna Meyer, München, in ihrer neuen Auflage des wertvollen Buches: *Der neue Haushalt* (Frandsche Verlagshandlung, Stuttgart). Sie weist die neuen Wege zur Umgestaltung, zum Sparen mit Kraft und Zeit, mit denen bisher die Frauen oft verschwenderisch umgingen, ohne sich dessen bewußt zu sein. Das Buch bedeutet das Ergebnis langjähriger Erfahrungen einer berufstätigen Hausfrau, aufmerksamster Beobachtung aller neuen Vorgänge, und zielbewußten Schaffens zur Entlastung der Hausfrau, zur Verbilligung und Vereinfachung der Hausführung, ohne dabei der Bekomlichkeit und Bequemlichkeit irgendwie Abbruch zu tun. Wir gestatten uns, ein Gebiet, und zwar die Küche, aus diesem Buche speziell herauszugreifen, um den Leserinnen in einem kurzen Abriß ein knappes Bild von dem zu geben, was Frau Dr. Meyer bezweckt.

Zwei oberste Leitsätze haben für die Einrichtung der Küche zu gelten:

1. Die Küche enthalte nichts, was zur Erfüllung ihrer eigentlichen Bestimmung nicht notwendig gebraucht wird.

2. Alles, was zweckmäßig in ihr seinen Platz findet, soll so angeordnet sein, daß der geringste Aufwand an Zeit und Kraft zur Benutzung der betreffenden Gegenstände ausreicht.

Die Einrichtung der Küche läßt sehr oft viel zu wünschen übrig. Sie war lange das Stieffind des Hauses, wurde dorthin plaziert, wo sich irgendwo und irgendwie noch ein Platz fand, der für ein Zimmer nicht paßte. Rücksichten auf den täglich sich abspielenden Arbeitsgang wurden dabei nicht genommen, wie hätte man sonst in ältern Häusern die Küche überhaupt jenseits des Korridors, also auf der entgegengesetzten Seite des Esszimmers, machen können, was tatsächlich noch heute in manchen Häusern besteht! Die Einrichtung der Küche selbst hatte sich meist nach dem Raum zu richten, dort wurde der Herd erstellt, gleich viel, ob die Ecke dunkel oder hell war. (Meistens war sie dunkel.) In einer andern Ecke, möglichst weit entfernt vom Herde, kam der Schüttstein mit dem Wasserhahn, in einer dritten der Speiseschrank, in der vierten vielleicht der Tisch oder sonst

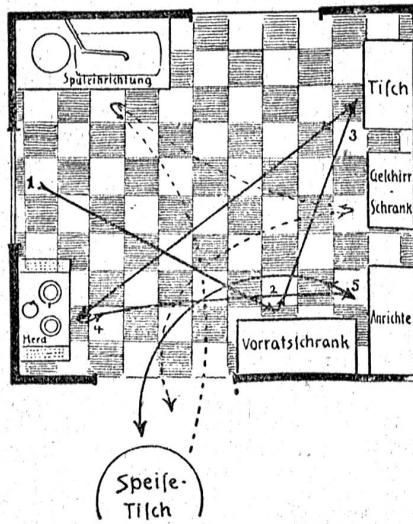


Abb. 2. Die Küche mit sinnwidriger Möbelstellung.

etwas. Frau Dr. Meyer hat ausgerechnet, wie viel unnütze Schritte bei einer solchen Einteilung die Frau zu machen hat, nur um das tägliche Essen und die dazu gehörenden Arbeiten zu besorgen. (Siehe Abbildungen 1 und 2.) So